



Johannes Werner

DAS LEBEN AUF DEN BURGEN

Sozialgeschichtliche Korrekturen am Bild der mittelalterlichen Feudalität

So bestärkte sich Don Quijote vollends in der Meinung, er befinde sich in irgendeiner berühmten Burg, und man bediene ihn mit Tafelmusik, und es seien der Stockfisch eine Forelle, das Brot von bestem Weizen, die leichten Mädchen edle Damen, und der Wirt ein Vogt dieser Feste. Und somit fand er seinen Entschluß und seine Ausfahrt wohlgelungen. (Kap. II)

Die Täuschung Don Quijotes ist derjenigen nicht unähnlich, welche die historisch Interessierten heute vielfach noch in Bann schlägt. Denn wer seine Phantasie zu Hilfe nimmt, um die Burgen und was von ihnen übrigblieb mit ihrem je eigenen Leben zu erfüllen, läuft unversehens Gefahr, anstatt mittelalterlicher Geschichtswirklichkeit deren verzerrte Schatten zu beschwören, die Schatten einer scheinbar glanzvollen Lebensform: rauschende Feste, Musik und Minnedienst, Turnierspiel und Tanz. Das ist freilich nicht unbedingt falsch, aber doch nur wahr für manche an wenigen Orten und zu seltener Zeit; es bildet eine schimmernde und zugleich undurchsichtige Schicht über dem grauen Alltag, wie er dort und damals üblicherweise

4. Juni 1893. Geboren in Nürnberg. Studium an der TH München unter Hocheder, v. Thiersch, v. Mecenseffy, Th. Fischer.
1918. Eintritt in den öffentlichen Dienst. Vorstand des Reichsneubauamtes Neustadt/Hardt. Regierungsbaumeister a. D. Statiker und Bauleiter bei Dyckerhoff & Widmann AG.
1922. Selbständiger Architekt in Düsseldorf. Vor allem Industriebau und sozialer Wohnungsbau.
1926. Auf der Gesolei-Ausstellung das vorgefertigte „Haus des landwirtschaftlichen Arbeiters“. Im nächsten Jahr das erste Stahl-Montagehaus. Entwicklung von Leichtbauarten. Veröffentlichungen: „Wohnbauten aus Stahl“ und „Grundlagen zum Bauen mit Stahl“. Leitung der Zeitschrift „Der Industriebau“. Aufsätze über Industriebauten.
1928. Promotion an der TH Berlin über „Die Auflösung der Gebäudekonstruktion im Skelettbau“.
1930. Erste Bauten in Stockwerkeigentum. Siedlungen in Emmerich, Greven, Düsseldorf, Neuß, Bingerbrück. Selbsthilfesiedlungen in Düsseldorf, Neviges und Wülfrath. Entsprechende Publikationen.
1932. Honorarprofessor an der TH Aachen für neue Baustoffe und Bauarten. Zusammen mit v. Schöfer und R. Schwarz Denkschrift „Werksschulung und Staat“. Entwicklung standardisierter Bauteile für Wohnbauten in Dessau und Wolfsburg. Entwicklung eines naturfesten Betonstahls. In der Deutschen Akademie für Wohnungsbau Leiter der Typung und Normung.
1946. Stahlhaus; Bauten aus Betonfertigteilen.
1950. Sozialer Wohnungsbau in Ägypten. Werkssiedlungen in Wesel, Flörsheim, Ratingen, Hiddinghausen. Industrie- und Verwaltungsbauten. Mitarbeit an Planungsgrundlagen für Bürobauten.
1954. Erwerb von Burg Grensau im Westerwald. Ausbau als Wohnsitz und Museum zur Geschichte der Burg und des Kannenbäckerlandes.
1957–1968. Vorsitzender der Deutschen Burgenvereinigung e. V. Zeitweilig Vizepräsident des Internationalen Burgeninstituts.
1960–1972. Maßstabsetzende Gestaltung der Zeitschrift „Burgen und Schlösser“.
1963. Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland.
1968. Ehrenmitglied der Deutschen Burgenvereinigung e. V.

Herausgeber und Redaktion von „Burgen und Schlösser“ wünschen weitere erfolgreiche Jahre!

gelebt wurde, und auf den das historische Interesse zuvörderst sich zu richten hat.

Wie nun, so lautet das genaue Thema, wurden die Burgen zu ihrer Zeit benutzt und bewohnt? Darüber vermag eine illusionistische Ritterromantik keinerlei sachliche Auskunft zu geben, auch nicht die Ritterromane, aus denen sie sich speist (und die jener Junker von der Mancha so naiv verschlang, zu eigenem Unglück); und schließlich, allem Anschein entgegen, auch nicht deren literarische Quelle, die sogenannte höfische Epik. Was beispielsweise im ‚Nibelungenlied‘, im ‚Erec‘ und ‚Iwein‘, im ‚Tristan‘ und ‚Parzival‘, im ‚Willehalm‘ und ‚Titurel‘ zu lesen steht, beantwortet manche Frage, kaum aber die eben gestellte. Was hierin sich findet, ist eine extrem stilisierte Welt, ist Kunst statt Leben, Ideal statt Wirklichkeit, ein utopisches Bild (‚wie es hätte sein sollen‘) statt eines realen (‚wie es war‘). Artushof und Gralsburg sind fiktive Räume, die keiner je betrat.

Die Vorstellungskraft des Historikers, welche die mittelalterlichen Architekturen beleben möchte, bedarf jener Erkenntnis als eines Korrektivs, um sich der Blendung durch die höfische Dich-

tung und ihre Zerfallsprodukte entziehen zu können. Von dieser Dichtung wird hier nicht behauptet, daß sie die Realität schlechthin verfälsche; aber daß sie sie überhöht und zum Teil verschweigt, steht außer Zweifel. Die Burgen, die sie schildert, wurden bereits von Erich Auerbach lokalisiert in einem „Märchenland, denn sie erscheinen vor uns jedesmal wie aus dem Boden gewachsen; ihr geographisches Verhältnis zur bekannten Erde, ihre soziologischen und wirtschaftlichen Grundlagen bleiben unaufgeklärt“¹⁾. Und eine dialektische Literatursoziologie weiß genau, daß in ihrem Gegenstand nicht nur das je geschichtliche Faktum direkt widergespiegelt zur Sprache kommt, sondern auch, als wunschbildhafte Reaktion darauf, dessen Gegenteil. In der Mediävistik verdankt sich solche Erkenntnis vorab den Forschungen Erich Köhlers; wenn also „Wirklichkeit und Ideal, d. h. objektive Gegebenheit und subjektive (Überwindung der Wirklichkeit anstrebende) Deutung und Sinnggebung in einem kausalen Zusammenhang stehen“, wie er schreibt, dann muß man „die dichterische Sinnggebung der Wirklichkeit aus dieser letzteren, selbst schon den Anlaß zu jener Sinnggebung enthaltenden, deutlich machen (...). Unser Bild der mittelalterlichen Wirklichkeit ist in hohem Maße erst aus der Literatur selbst bezogen; nicht zufällig stützen sich die Darstellungen mittelalterlicher Lebensverhältnisse weitgehend auf die Literatur und erliegen oft genug der Versuchung, Momente des Ideals für Momente der Wirklichkeit zu nehmen“²⁾.

An derart ernstzunehmender Quellenkritik hat es bisher durchweg gefehlt, selbst in dem Standardwerk von Alwin Schultz über „Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger“³⁾. Es zitiert eine erstaunliche Fülle von Material aus Kunstgeschichte, Architektur und Archäologie, aus der historiographischen und der bedeutend reicher literarischen Überlieferung, doch ohne nach dessen Zuverlässigkeit zu fragen. Auf dem, was vor dieser Frage – quasi als einem Selektionsfilter – heute noch bestehen kann, basiert die folgende Darstellung; ihr Thema ist, wie gesagt, das Leben auf den Burgen des Mittelalters, und zwar das alltägliche, von dem so wenig sonst zu lesen ist.

Standort sowie Bauweise einer Burg waren diktiert von wehrtechnischen Zwecken, denen alles andere sich unterordnete; notwendiger war, daß sie bequem verteidigt, als daß sie bequem bewohnt werden konnte: „*non ad amoenitatem, sed ad munitivem aedificata*“⁴⁾. So mußten aus Sicherheitsgründen die außenseitigen Fenster ziemlich klein gehalten werden, und da sie sich, bei der Dicke der Mauern, eher wie Schächte oder Nischen ausnahmen, wird es in den Räumen recht düster gewesen sein. Künstliche Beleuchtung gab es lediglich in Form von Fackeln und Öllämpchen, die kaum helles oder wenigstens gleichmäßiges Licht spendeten; dafür jedoch um so mehr Qualm und Gestank, worin sie es den offenen Kaminen gleichtaten. Diese vermochten im Winter die großen Säle nur unvollkommen zu erwärmen (eher schon die kleinere Kemenate, die ja von ihnen den Namen hat), und wer sich nicht gerade am Feuer lagerte, konnte auch innerhalb des Hauses auf den warmen Pelz schwerlich verzichten. Gobelins dienten ursprünglich – außer als zeitweilige und provisorische Raumteiler – vor allem dazu, die von den massiven Steinmauern ausstrahlende Kühle abzuhalten.

Ja, es war winters eisig, besonders dort droben auf den Bergen, und auch zügig, denn die erwähnten Fenster wurden allenfalls mit Holzläden verschlossen, die Ritzen mit Stroh verstopft: man hatte so die Wahl zwischen Dunkelheit oder dem Eindringen von Kälte, Regen und Schnee. Spät erst kam nämlich Scheibenglas in Gebrauch, galt aber als besonderer Luxus; sonst behalf man sich vielleicht mit Pergamentstücken oder Hornplatten, die sich, mit Holzrahmen gefaßt, in die Fensteröffnungen einsetzen ließen, wodurch dann etwas Licht in die dunklen, verräucherten und trotzdem klammen Gemächer fiel.

Noch eine Bemerkung zu deren Mobiliar, das hauptsächlich aus transportablen Truhen sowie recht roh gezimmerten Klapptischen und Faltstühlen bestand; oft wurden einfach Böcke aufgestellt und Bretter darüber gelegt. Damit war es den wechselnden Erfordernissen angepaßt als auch rasch zu entfernen: trafen etwa Gäste in größerer Zahl ein, so nächtigten diese auf einer Strohschütte im vorher ausgeräumten Saal. Die minderen Ritter bewohnten ohnehin nur schlichte, zuweilen turmartige Holz-, später Steinhäuser mit nicht mehr darin als einer Schlafkammer für die ganze Familie und einem zweiten Raum für alles andere⁵⁾. Dort ging es nicht eben prächtig zu: „Das Leben im Turm spielte

sich in lärmendem Gedränge ab. Man saß dicht beieinander auf langen Bänken und griff sich das Fleisch aus der Schüssel mit den Fingern; was übrigblieb, schnappten die Hunde, oder es fiel ins Stroh, das den kalten Boden deckte.“⁶⁾

Alles in allem war eine Burg also eine unbehagliche Unterkunft, zumal im Winter. Daß die mittelalterlichen Dichter dessen Herannahen so oft und ausführlich beklagen wie sie sein Weichen und die Ankunft des Frühlings begrüßen, hat in der lebensgefährlichen Abhängigkeit von den Jahreszeiten seinen konkret sozialen, alle rein literaturimmanenten Erklärungsversuche desavouierenden Grund. Sie sprachen immerhin im Namen einer Gesellschaftsschicht, die in sicheren Häusern und Verhältnissen wenigstens einigermaßen sich geborgen wußte. (Die Not der unteren Klassen blieb in jener Zeit noch ohne Stimme; ja gerade ihnen wurde der relative Komfort der oberen noch abgepreßt, wie ein Spruch Freidanks offen kundtut: „*darumbe hât man bürge, / daz man die armen würge*“⁷⁾.)

Hierher gehören, unter anderem, Verse aus einem Lied Walthers von der Vogelweide, aus „Uns hât der winter geschât über al“:

*Möhte ich verläfen des winters zit!
wache ich die wile, sô hân ich sîn nit,
daz sîn gewalt ist sô breit und sô wit.
weizgot er lât ouch dem meien den strit:
sô lise ich bluomen dâ rife nû lit.⁸⁾*

Aus demselben Grund spielt der Baumgarten, das Reservat der Natur innerhalb des Mauergürtels, eine bedeutende dichterische Rolle, eine größere als die Räume selbst. Er stellt den Versuch dar, die Burg an Bequemlichkeit zu bereichern über das hinaus, was sie als Gebäude zu bieten vermochte, ohne dabei ihre Sicherheit zu verringern. Draußen war's jedenfalls schöner als drinnen, sofern man überhaupt ins Freie konnte.

Erschwerend kommt hinzu, daß es um die hygienischen Gegebenheiten gleichermaßen schlecht bestellt war. Am Morgen ließ man sich etwas Wasser über die Hände gießen und begnügte sich damit für den ganzen Tag; die gründlichere Säuberung blieb einem – mehr oder weniger seltenen – Bad vorbehalten. Wo zudem Mensch und Vieh in oft großer Zahl als auch Enge zusammenlebten, waren Schmutz und Ungeziefer nicht auszutreiben. Überhaupt mangelte es an sanitären Anlagen im heutigen Sinn. Die Toiletten (auch davon muß gesprochen werden!) befanden sich in kleinen Erkern, aus denen die Fäkalien direkt ins Freie fielen: je nach Lokalität in den Burggraben oder einen Abhang hinunter und ins Gebüsch. Diese luftige Einrichtung zu benutzen mochte in kalten Zeiten nicht unbedenklich sein; zusätzlich wurde das Gelände stellenweise übel verpestet. Bei größeren Bauten dienten jenem Zweck besondere Türme, errichtet über ausgemauerten Senkgruben. Eine solche befand sich genau unter dem Saal der Erfurter Burg; anno 1185 war er Ort eines Reichstags unter Friedrich I., bei welcher Gelegenheit der Fußboden einbrach und zahlreiche Anwesende in die Kloake stürzten: die Annalen berichten, daß neben etlichen Fürsten und Edlen mehr als hundert Ritter den Tod fanden, während der Kaiser selbst sich durchs Fenster retten konnte.

Die bisher mit gebotener, weil korrigierender Einseitigkeit geschilderten Zustände waren kaum dazu angetan, die Burgbewohner bei guter Gesundheit zu erhalten. Um so schwerer wog dies angesichts der noch wenig entwickelten ärztlichen Heilkunst, falls man in der Einöde nicht überhaupt gezwungen war, zu Hausmitteln wie Kräutersud und Aderlaß seine Zuflucht zu nehmen. Nicht nur Kampf oder Krieg, sondern ebenso die allgemeinen Existenzbedingungen bereiteten dem Leben der Ritter ein – für heutige Begriffe – baldiges Ende.

Der romantische Schein, der die Burgen in der höfischen Literatur samt ihren Ausläufern, in Märchen und Sage vergoldet, erweist sich demnach als trügerisch; das Bild jener alten Burgenherrlichkeit vermag einem objektiven Blick nicht standzuhalten. Die rauhe Realität sah anders aus. Das macht Huttens bekannter Brief an Pirckheimer noch im Jahre 1518 ernüchternd deutlich; vom Standpunkt der Renaissance aus kritisiert er die Lebensformen des gesamten und nicht nur des späten, real und geistig bereits überwundenen Rittertums, wenn er schreibt: „*Die Burg selbst, mag sie auf dem Berge oder im Tal liegen, ist nicht gebaut, um schön, sondern um fest zu sein: von Wall und Graben umgeben, innen eng, da sie durch die Stallungen für Vieh*

und Herden versperrt wird. Daneben liegen die dunklen Kammern, angefüllt mit Geschützen, Pech, Schwefel und dem übrigen Zubehör der Waffen und Kriegswerkzeuge. Überall stinkt es nach Pulver, dazu kommen die Hunde mit ihrem Dreck, eine liebliche Angelegenheit, wie sich denken läßt, und ein feiner Duft! (...) Man hört das Blöken der Schafe, das Brüllen der Rinder, das Hundegebell, das Rufen der Arbeiter auf dem Felde, das Knarren und Rattern von Fuhrwerken und Karren; ja wahrhaftig, auch das Heulen der Wölfe wird im Hause vernehmbar, da der Wald so nahe ist.“⁹⁾

Aber auch schon im ‚Helmbrecht‘, etwa 250 Jahre früher, las sich’s ganz ähnlich:

*diu hove wise ist herte
den die ir von kindes lit
habent niht gevolget mit.
...
ze hove hâstu hunger
und muost dar zuo vil harte ligen
und aller gnâden sîn verzigen.¹⁰⁾*

Derart klare Worte waren bislang selten vernommen worden in einer Literatur, die sonst einzig sich interessierte für „die bunte Oberfläche, und wo sie nicht oberflächlich ist, da hat sie andere Gegenstände und andere Absichten als die Zeitwirklichkeit“ (Auerbach¹¹⁾). Ihrem Glanz fiel mancher allzudem zum Opfer, der mit Hans Naumann die Burg als „sicheres Heim schönster Wohnkultur“¹²⁾ (!) begriff. Roman Polanskis ‚Machbeth‘-Film steht da auf festerem Boden, verglichen auch mit dem, was an falscher Historienmalerei die Leinwände zu füllen pflegt.

Einen weiteren Beleg kontra Burgenzauber liefert die Tatsache, daß die mittelalterliche Feudalität nicht länger in ihren unwirtschaftlichen Nestern hausen mochte, daß sie diese (sofern kein bequemes Schloß daraus zu machen war) leichten Herzens räumte und dem Verfall überantwortete — als nämlich die militärische Entwicklung den Wert solcher Anlagen fortan zweifelhaft erscheinen ließ, während zugleich die aufstrebende Stadtkultur mit ihren Annehmlichkeiten eine neue Faszination ausübte. Diese kommt in einer Oper Richard Wagners (‚Die Meistersinger von Nürnberg‘) umfassend zum Ausdruck, besonders in der Charakteristik des Walther von Stolzing:

*Als seines Stammes letzter Sproß
verließ er neulich Hof und Schloß
und zog nach Nürnberg her,
daß er hier Bürger wär.¹³⁾*

In der Chronik der Grafen von Zimmern wird der Verfall höfischer Tugenden gerügt und auf die Urbanisierung des Adels zurückgeführt, also auf dessen Votum für das leichtere Leben; dort heißt es: „Unsere vorfahren haben ainst uf den hohen bergen in iren heusern und schlösern gewonet, do ist auch traw und glauben bei inen gewest, iezunder aber so lassen wir unsere bergheuser abgeen, bewonnen die nicht, sonder vilmehr befeissen wir uns in der ebne zu wonnen, damit wir nahe zum badt haben.“¹⁴⁾ Oder, als eine Burg aufgegeben wird: „Also was ainst nit zu erobern gewesen, das getrawt man iez nit wol zu erhalten, sic mutantur tempora et mores.“¹⁵⁾

Was blieb, waren Ruinen und eine Dichtung, aus der jene nur im falschen Sinne rekonstruiert werden konnten; eine Dichtung, die, als sie entstand, genau die Kluft zwischen Wirklichkeit und Ideal überbrücken sollte und allein aus ihrem sozialen Kontext erklärbar ist. Wie oft mag die ritterliche Gesellschaft unter den beschriebenen Umständen sich versammelt haben, ganz unidyllisch, in kleinem Kreis, in tiefster Einsamkeit und langen Winterwochen¹⁶⁾; was lag da näher, als sich zu wärmen an Geschichten, worin alles anders war, nämlich schöner, und worin die reale Welt verklärt wurde zu einer utopischen, zu einem Märchen der eigenen Existenz, oftmals ausgestattet mit der Pracht des Orients, von der die Kreuzfahrer zu berichten wußten?

Es ist dieser Zusammenhang der Literatur mit den Bedingungen ihrer Produktion und Rezeption, der — wenn auch viele Details vorerst im Dunkeln bleiben müssen, aber die Frage ist gestellt und der Weg zu den Antworten gezeigt — die literarische Fiktion durchsichtig macht; und deshalb darf nicht alles, was in den Büchern steht, auch für historisch wahr gehalten werden.

Wer von ihnen sich täuschen läßt, begibt sich in die Gesellschaft des Ritters von der traurigen Gestalt.

Anmerkungen

- ¹⁾ *Mimesis*. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur. 3. Aufl. Bern und München 1964, S. 126 f.; vgl. bes. Kap. VI (‚Der Auszug des höfischen Ritters‘), S. 120–158.
- ²⁾ *Ideal und Wirklichkeit in der höfischen Epik*. Studien zur Form der frühen Artus- und Graldichtung (= Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie 97). 2. Aufl. Tübingen 1970, S. 2 f.
- ³⁾ 2 Bde.; 2. Aufl. Leipzig 1889; vgl. bes. Bd. 1, S. 64–71, 93 f., 107 f., und Bd. 2, S. 460 f.
- ⁴⁾ Eine Formulierung Hutten, zit. nach: Friedrich Panzer, Die Burg als Kulturercheinung und Lebensraum. In: Zeitschrift für deutsche Bildung 9 (1935), S. 225–234; hier S. 230.
- ⁵⁾ vgl. Johanna Maria van Winter, Rittertum. Ideal und Wirklichkeit. München 1969, S. 89 f. — Die in diesem Buch herausgearbeiteten Differenzierungen der mittelalterlichen Stände- bzw. Klassenstruktur (Adel, Ministerialen, Ritterschaft etc.) samt ihrer regionalen und chronologischen Verschiedenheiten können für das hier behandelte Thema weitgehend außer Betracht bleiben.
- ⁶⁾ Arno Borst, Das Rittertum im Hochmittelalter. Idee und Wirklichkeit. In: Saeculum 10 (1959), S. 217.
- ⁷⁾ *Fridantes Bescheidenheit*. Hrsg. von H. E. Bezenberger. Halle 1872, S. 178 (V. 121, 11–12).
- ⁸⁾ Die Gedichte *Walthers von der Vogelweide*. Neu hrsg. von Hugo Kuhn. 13. Aufl. Berlin 1965, II, 39, 6–10. — Übersetzung: Wenn ich doch den Winter verschlafen könnte! / Wenn ich solange wache, erleide ich seine Feindschaft / aufgrund seiner übergroßen Macht. / Wahrlich, auch er muß dem Maien den Sieg überlassen: / dann pflücke ich Blumen, wo jetzt noch der Reif liegt.
- ⁹⁾ Zit. nach: Hajo Holborn, Ulrich von Hutten, Göttingen 1968, S. 22 f. — Der Brief, dessen hier als erster zitierter Satz mit dem obigen lateinischen Originalzitat (Anm. 4) identisch ist, wird vielfach angeführt, dem Vernehmen nach ebenfalls in dem Buch von Arno Borst (Lebensformen im Mittelalter. Berlin 1972), das zur Abfassung des vorliegenden Aufsatzes noch nicht herangezogen werden konnte.
- ¹⁰⁾ *Wernher der Gartenaere, Helmbrecht*. Neu hrsg. von Kurt Ruh (= Altdutsche Textbibliothek 11). 8. Aufl. Tübingen 1968, S. 11 und 12 f. (V. 244–246 bzw. 284–286). — Übersetzung: Das höfische Leben ist hart / für die, die es nicht von Kind an / geführt haben. / Am Hof leidest du Hunger, / muß dazu auf einem sehr harten Lager liegen / und auf jegliche Gunst verzichten.
- ¹¹⁾ a. a. O., S. 133.
- ¹²⁾ *Deutsche Kultur im Zeitalter des Rittertums* (= Handbuch der Kulturgeschichte, 1. Abteilg.). Potsdam 1958, S. 55.
- ¹³⁾ Textbuch hrsg. von Wilhelm Zentner. Stuttgart 1969, S. 29 (I, 3).
- ¹⁴⁾ *Zimmersch Chronik*. Neu hrsg. von Paul Hermann. Bd. II, Meersburg am Bodensee und Leipzig 1932, S. 481 f.
- ¹⁵⁾ ebda., S. 467.
- ¹⁶⁾ Siehe den bereits angegebenen, auch sonst sehr hilf- und materialreichen Aufsatz von Panzer, S. 231.

Johannes Werner, Universität Freiburg (Br.)